Erlebnisse eines Deutschen in Mexiko.

Auf der Hacienda von unbekannten Feinden umzingelt, die mit starkem Verlust zurückgeschlagen werden. — Von Haus und Hof getrieben. — Auf der Flucht nach der amerikanischen Grenze. — Gefangen, mißhandelt, endlich in Sicherheit.

Als ich im Jahre 1910 nach Sonora, Nordwest-Mexiko, auswanderte, dachte ich niemals, daß ich einst wie ein gehetztes Wild dies schöne Land würde verlassen müssen; allerdings munkelte man schon immer von einer Revolution, jedoch nahm man diese Gerüchte nicht ernst, bis die weitreichenden Wirren plötzlich zum Ausbruch kamen. Der Grund lag wohl zumeist in der grausamen und unmenschlichen Behandlung und Ausnützung der Indianer und mexikanischen niederen Bevölkerung seitens der immens reichen Haciendabesitzer. Banditen gab es in Mexiko zu allen Zeiten mehr als genug, jedoch konnte man sich diese mit Energie und der Waffe in der Hand vom Leibe halten.

Sonora, der Platz des „Klingsteins", hat die an Zahl geringste Bevölkerung von Mexiko, auf zwei Quadratmeilen Land kommt nur ein Mensch. So arm und traurig wie der mittlere Theil, so herrlich ist der Osten und Westen Sonoras. Tropische Temperatur und Flora herrschen dort, jedoch bilden die Mosquitos eine unerträgliche Landplage, und man schwebt in fortwährender Gefahr, durch die Stiche derselben dem gelben Fieber zu verfallen. Wie Alle, so glaubte auch ich, daß Präsident Diaz noch lange am Ruder bleiben würde, denn er hatte ein Reich gegründet, welches in finanzieller sowohl wie in mancher anderen Richtung manchem civilisirten Staate an die Seite zu stellen war. Hätte ich geahnt, daß seine Herrschaft so schnell zu Ende gehen würde, so wäre ich nie nach Mexiko gegangen.

Ich hatte mich sehr gefreut als mein Bruder, welcher bereits einige Zeit vor mir nach Sonora gekommen war, mir damals schrieb, zu ihm zu kommen, und ich glaubte ihn auf einem großen, wohlkultivirten Gute anzutreffen, aber wie erstaunte ich, als ich dann mitten im Walde in einer Wildnis ein kleines Blockhaus stehen sah, welches ihm und seiner Familie als Wohnung diente. Nach einigen Wochen jedoch fühlte ich mich sehr glücklich und behaglich in dieser Wildnis, und ich schlug meinem Bruder vor, ein richtiges Haus zu bauen, da wir alles nöthige Material in Masse dort finden konnten. Einige Tage darauf ritten wir nach Hermosillo, der Hauptstadt Sonoras, um Werkzeuge und einige Arbeiter aufzutreiben, denn wir waren kaum im Stande, alle Arbeiten selbst zu verrichten; wir fanden auch glücklicherweise einige Leute, welche für Geld und gute Worte sich uns anschlossen. Nun ging es an die Arbeit, und in zwei Monaten hatten wir ein Haus mit zehn Zimmern zu unserer Verfügung stehen. Da der Boden in dieser Gegend sehr fruchtbar ist, fiel es uns nicht schwer, Gemüse und Obst für unseren Gebrauch zu erzielen, und als wir vier Monate dort waren, machte mein Bruder, ein Experte in dieser Richtung, die Entdeckung, daß in einer Tiefe von drei bis vier Fuß eine Art Erz lagerte. Mein Bruder, welcher mehrere Jahre als Ingenieur in Zink- und Blei-Minen gearbeitet hatte, erkannte sofort dieses Metall, was ihn sehr in Erstaunen versetzte, da in dieser Gegend keinerlei Minen existirten. Wir gruben weiter, und es zeigte sich ein enormes Lager, welches sich der Ausbeutung durch Arbeiter und Maschinen lohnte. Jetzt ritten wir wieder nach Hermosillo, um uns mehr Arbeiter und Maschinen zu holen, und nach zehn Monaten hatten wir mehr als dreihundert Mann ständig in der Mine beschäftigt. Der Transport des Erzes war das einzige Hindernis; da es dort keine Eisenbahnen giebt, so brachten wir das Erz in riesigen Automagen bis nach Hermosillo, wo es uns von einem Chicagoer Makler abgekauft wurde.

Alles ging gut bis zum März 1912, als wir eines Nachts durch Schüsse aus dem Schlafe geweckt wurden. Vorsichtigerweise hatten wir alle Fenster und Thüren mit schweren Eisengittern versehen, da wir einige Monate vorher von Hermosillo aus gewarnt worden waren, so daß wir Zeit hatten, unsere Behausung zu verbarriladiren. Ich stieg aufs Dach, von wo man eine gute Aussicht hatte und gewahrte in dem ungewissen Lichte etwa fünfzig bis sechzig Mann, welche unser Haus umzingelt hatten. Zum Glück hatten wir zweiundzwanzig Gewehre im Hause, und im Keller hatte ich mehrere tausend Patronen auf Lager. Wir waren siebzehn Menschen im Hause, da mein Bruder mehreren Vorarbeitern und Maschinisten, von denen jeder ein Tagesgehalt von zwölf Dollars bezog, im Hause wohnen hatte. Die übrigen Arbeiter schliefen in Zelten im Walde und konnten uns daher nicht zu Hilfe kommen.

Ich übernahm das Kommando über unsere tapfere kleine Schaar; da die Fenster nicht sehr groß waren, dienten sie als vorzügliche Schießscharten, und ich postirte meine Leute so, daß sie von außen nicht gesehen werden konnten. Sogar meines Bruders Gattin erhielt eine Scharte. So machten wir etwa zehn bis zwanzig Minuten gewartet haben, welche uns wie eben so viele Stunden vorkamen, als ich plötzlich jemanden an der Veranda thür herumarbeiten hörte. Als die Thür nicht nachgab, erdröhnten Axthiebe, und da ich mich wegen der Eisengitter vor den Fenstern nicht hinausbücken konnte, so schlich ich mich leise aufs Dach, in der Rechten mein bestes Gewehr mit gespanntem Hahn. Ein Schuß — ein Schrei, und alles war ruhig. Die Nacht war außerordentlich dunkel und man konnte nicht weit genug sehen, um einen dieser Banditen aufs Korn nehmen zu können, und so blieb nichts weiter übrig als abzuwarten. Nach einigen Minuten aber erfuhren wir, daß mit dieser Bande nicht zu spaßen war, denn wir hörten etwa fünfzig bis sechzig zu gleicher Zeit abgegebene Schüsse, deren Kugeln zum Theil über das Haus pfiffen, zum Theil durch einige Fenster in die Decke drangen oder an den Steinen der Außenwände sich platt drückten.

Nun gab ich den Befehl zu Schnellfeuer, um die Banditen über die Anzahl der im Hause Befindlichen zu täuschen. Am Morgen fand ich dann siebzehn Tode und mehrere Schwerverwundete, welche augenscheinlich auf eiliger Flucht zurückgelassen worden waren. Die Arbeiter hatten sich nicht sehen lassen und ich hatte schon die Hoffnung aufgegeben, als gegen vier Uhr die ganze Gesellschaft angerückt kam und meinem Bruder erklärte, sie wollten mehr Lohn und Schutz für ihr Leben, denn diese sogenannten mexikanischen Indianer sind große Feiglinge. Als sie die Schüsse gehört hatten, waren alle weiter in die Wälder südwärts geflohen. Wir versprachen ihnen selbstverständlich alles was sie wollten und noch ein bischen darüber, denn wir wußten sehr wohl, daß wir uns nicht auf uns allein verlassen konnten; wir entschlossen uns nun, eine hölzerne Mauer aus großen Bäumen um unser Anwesen zu errichten; sofort gingen wir ans Werk und fällten die dichsten und höchsten Bäume in unserer Umgebung, eine Art Eiche, welche außerordentlich hartes Holz hat; diese legten wir mit Hilfe von Hebekrähnen so übereinander, daß man hindurchschießen konnte. Wir befestigten diese noch durch Nägel und Bolzen, und von nun an durften Arbeiter nicht mehr im Walde übernachten, sondern mußten innerhalb der Umzäunung bleiben, wo wir aus Brettern und Segeltuch Hütten erbauten. Ich ließ etwa fünfzig Mann Posten stehen, Tag und Nacht, und schon hatten wir die Wiederholung eines nächtlichen Ueberfalles aufgegeben, als wir bald eines Besseren belehrt wurden.

Inzwischen waren drei Monate verflossen, als mein Bruder eines Tages genöthigt war, nach Hermosillo zu reiten. Während seiner Abwesenheit war ich sehr beunruhigt; obgleich mein Bruder fünf Mann Begleitung hatte war ich doch wegen der Unsicherheit der Gegend sehr ängstlich. Meine Unruhe trieb mich so weit, kleinere Streifzüge in die Umgebung unseres Anwesens zu unternehmen, um gegen Westen hin, von wo mein Bruder zurückkommen mußte, Umschau zu halten. Auf einem dieser Streifzüge erkletterte ich eines Tages einen Hügel und gewahrte von demselben plötzlich einen in vollem Carrière heransprengenden Reiter; als derselbe näher kam, erkannte ich meinen Bruder und weiter westlich eine langausgedehnte Kolonne, aus welcher Richtung ich Schüsse aufblitzen sah, ohne deren Schall zu hören. Mein Bruder war nämlich nicht weit gekommen, da er bereits am zweiten Tage seiner Reise von einer Bande überfallen wurde; seine Begleiter waren theils geflohen, theils erschossen, er selbst gefangen genommen worden. Da der Banditenhäuptling meinen Bruder nicht bewegen konnte, Näheres über seine Verhältnisse und Persönlichkeit auszusagen, versuchten sie es mit der Folter, indem sie Feuer um ihn anzündeten und seine Fußsohlen mit Stöcken schlugen. In der folgenden Nacht hatte er Gelegenheit zu entfliehen und kehrte nach Hause zurück.

Von dem Hügel hatten wir es nicht mehr weit nach unserer Besitzung, und als mein Bruder herankam, schwang ich mich hinter ihm auf das Pferd, und wir jagten was das Thier laufen konnte in unsere „Festung".

Sogleich wies ich unseren etwa zweihundert Arbeitern ihre Posten an, und so harrten wir der Dinge, die da kommen sollten. Nicht lange brauchten wir zu warten und waren bald von einer etwa einhundert und achtzig Mann starken Bande rings umzingelt. Bald jedoch zogen die Banditen wieder ab, indem sie zweiundfünfzig Todte und viele Verwundete auf dem Felde liegen ließen.

Zu unserem Glück war die Lage unseres Terrains eine sehr vortheilhafte. Sie war auf einer Anhöhe gelegen und der Yaqui River floß durch unsere Ländereien, sodaß wir getrost alle Angriffe aushalten konnten, denn mit größeren Banden als die erwähnte hatten wir es nie zu thun. Orozco und wie die Leute alle heißen, kamen nicht so weit nach dem Westen, da es dort nur sehr wenig zu holen gab.

Wir hatten kurz nacheinander zwölf solcher Ueberfälle, welche wir alle abschlugen. Die Zahl der Arbeiter jedoch schmolz allmählich zusammen, da wir nicht arbeiten lassen konnten, weil wir Tag und Nacht auf unserer Hut sein mußten; außerdem waren die Leute unzufrieden. Obgleich wir ihnen die Löhne regelmäßig zahlten, wollten sie nicht ihr Leben für uns oder unsere Besitzung aufs Spiel setzen. In kurzer Zeit war unsere Schaar auf achtzig zusammengeschmolzen, und da die letzte Zeit auch ruhiger war, wir jedoch wegen der noch immer großen Unsicherheit einen regelrechten Betrieb der Mine nicht mehr aufrecht erhalten konnten, so gab ich meinem Bruder den Rath, mit seiner Familie zu entfliehen.

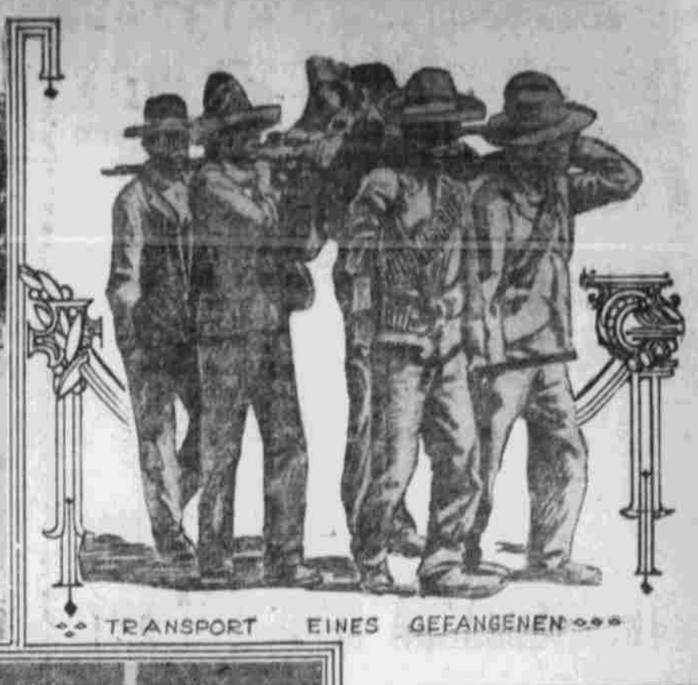
Er verließ mich im März vorigen Jahres mit seiner Frau und zwei kleinen Jungens im Alter von sechs und acht Jahren, und da seit Ausbruch der Revolution jeder Postverkehr dort aufgehört hatte, blieb ich lange Zeit ohne Nachricht, bis ich vor einigen Wochen erfuhr, daß er sich in Dallas, Texas, mit seiner Familie einige Zeit aufgehalten hatte. Wir hatten uns zwar verabredet, uns dort zu treffen, ich konnte jedoch diesen Plan nicht so schnell ausführen, da mir die Scholle zu sehr ans Herz gewachsen war. Trotzdem ich nie in meinem Leben so hart gearbeitet hatte, konnte ich mich nicht davon trennen, bevor einigermaßen dafür gesorgt war, daß nicht alles zerstört werden konnte. Um nun die Maschinen sowohl wie die vielen Werkzeuge vor Zerstörung zu schützen, begann ich, tiefe Gruben auszuwerfen, in welche ich die Maschinen und Werkzeuge vergraben konnte, nachdem ich die empfindlichsten Theile in Segeltuch und Theerpapier gehüllt hatte, um sie vor Feuchtigkeit zu schützen. Es nahm fast zwei Monate, bevor alles in Sicherheit gebracht worden war, da mir nur zwölf Arbeiter treu geblieben waren. Nachdem ich die Schachteingänge verstopft und deren Auffindung unmöglich gemacht war, ging ich an die Zerstörung der Palisaden und des Hauses, indem ich letzteres durch Dynamitpatronen in die Luft sprengte. Hätten die Banditen später gemerkt, daß hier eine Ansiedelung gewesen, wäre sie sicher der doppelten Zerstörung anheimgefallen. Unser Viehbestand war so zusammengeschmolzen, daß wir nur einige Schafe und Ziegen in die Wälder zu treiben hatten. Vierzehn Pferde standen uns zur Verfügung, welche ausreichten, meinen zwölf Begleitern und mir die Flucht zu erleichtern.

Es ging nun in's Ungewisse hinein, da wir nicht wußten, nach welcher Richtung wir uns am besten wenden. Da der Osten und Westen nicht sicher genug war, mußten wir uns einstweilen an die Wälder und Berge halten; wir waren schon drei Tage unterwegs, als wir eines Nachts überrascht wurden. Ich hatte die Wache übernommen, war aber durch die Aufregung und die schwere Arbeit der letzten Zeit so geschwächt, daß ich in Schlaf verfiel. Durch das Knacken eines trockenen Zweiges wurde ich geweckt und sah zu meinem Schrecken zwei Gestalten, welche mich aber nicht sehen konnten, da wir in einer Vertiefung lagen und durch Gesträuch verborgen wurden. Durch Schreck wie gelähmt, beging ich die sehr unüberlegte Handlung, sofort zu schießen und verwundete beide. Durch die Schüsse erwachten meine Begleiter, ich hatte unser Versteck dadurch verrathen und in ganz kurzer Zeit waren wir umzingelt. Bei dem sich nun entspinnenden Gewehrfeuer wurde auf unserer Seite nur ein Mann, allerdings der beste und treueste meiner Begleiter, Adolf Weihs, durch einen Schuß in den Kopf getödtet. Als der Morgen graute, ging es weiter. Die Sierra Sahuaripa, in der wir uns befanden, verließen wir nun und wendeten uns gen Westen. In der Gegend von Sonopa kannte ich eine Ranch, welche wir zu erreichen trachteten. Leider mißglückte dieser Versuch, denn als wir sie antrafen, war sie dem Erdboden gleich gemacht, nur einige Schweine und Hühner liefen umher und suchten sich Futter. Wir tödteten ein Schwein und einige Hühner, schnitten die besten Theile heraus, welche wir an einem Feuer rösteten und verzehrten. Dann machten wir uns auf nach Bacarona, einem Dorfe von etwa fünfhundert Seelen, als ich zwei Jahre vorher mich einige Zeit dort aufgehalten hatte; jetzt fanden wir nur einige kleine Hütten, in denen alte Leute wohnten. Unterkunft für die Nacht wollte man uns nicht geben, da sie uns wahrscheinlich nicht trauten. Da wir uns alle wohl befanden und auch die Pferde noch aushalten konnten, ritten wir ein paar Stunden dem Walde zu. Die nächsten fünf Tage ging es weiter ohne Zeitverlust. Nahrung fanden wir genug, denn es giebt in den Wäldern eine Menge Obst und wilde Kartoffeln, sowie kleines Wild. Da wir nun gerne gewußt hätten, ob die in dieser Gegend vorbeiführende Bahnstrecke der Linie Nogales-Hermosillo intakt war, so wendeten wir uns nach Babiacora. Der Kompaß, welchen ich bei mir führte, gab uns die Richtung, ich hatte eine gute Kenntnis dieser Gegend und außerdem noch eine Karte von Mexiko. Leider kamen wir nicht bis zu dem erwähnten Ort, denn wir hätten eine kahle Ebene durchqueren müssen, um unser Ziel zu erreichen, und zwar nur Nachts, denn der Tag hätte uns zum Verräther werden können. Nachdem wir etwa zwanzig Meilen vorgerückt waren, erreichten wir die Ortschaft Arizpe, nun hieß es auskundschaften, ob die Luft rein war, da wir uns nicht der Gefahr der Gefangenschaft aussetzen wollten. Einen meiner Leute sandte ich nach Süden, ich selbst wandte mich nach Norden. Zu meiner großen Ueberraschung fanden wir, daß die Gegend von Rebellen wimmelte. Nun hieß es so schnell wie möglich zurück in die Wälder. Trotzdem wir schnell vorwärts kamen, waren wir bei Tagesanbruch noch nicht außer Sehweite gekommen. Meine Uhr zeigte acht, was ich meinen Leuten gerade mittheilte, als wir Schüsse hinter uns fallen hörten; unsere Pferde waren aber nun so ermüdet, daß sie fast zusammenbrachen, und so wurden wir bald eingeholt. Wir vertheidigten unser Leben, so gut es ging, mußten jedoch der Uebermacht weichen, und als ich einige Stunden später zur Besinnung kam, ich war nämlich mit dem Pferde gestürzt und eine Strecke geschleift worden, sah ich, daß von meinen Begleitern nur noch drei übrig waren. Zum Glück hatten wir noch unsere Pferde und so hatten wir Aussicht, weiter zu kommen. Trotz meiner und meiner Begleiter schweren Verwundung eilten wir weiter, merkten jedoch bald, daß wir verfolgt wurden, und suchten nach einem Versteck; da wir jedoch keins fanden, waren wir verloren! Ohne einen Schuß ergaben wir uns. Alle Waffen und Werthsachen wurden uns sofort durch die Halunken abgenommen, die sofort die Beute theilten. Auf unsere Pferde gebunden, wurden wir vor den „General" Salvarez geschleppt, welcher mich einen Spion und Gringo nannte. Für's erste wurden wir an Bäume gebunden und bewacht, eine Stunde später wurden wir dann nach einem verfallenen Hause gebracht, welches als Gefängnis diente. Hunger und Durst quälten uns furchtbar, und so beschlossen wir, in der Nacht die Flucht zu wagen. Unsere Hände waren fest mit Draht umwickelt und erst nach zwei qualvollen Stunden war es einem meiner Leute gelungen, mit den Zähnen den Draht an meinen Händen zu zerbeißen, wobei ihm ein Zahn aus dem Munde fiel.

Jetzt dauerte es nicht mehr lange, bis wir unserer Fesseln ledig waren. Verschiedene große Bausteine lagen umher, welche sich aus der Mauer gelöst hatten. Zu dritt hoben wir einen auf und warfen ihn mit voller Kraft gegen die Thüre, welche sofort nachgab — wir waren im Freien! Durch die Dunkelheit begünstigt, entkamen wir unbelästigt. Ohne Pferde gestaltete sich die Flucht sehr schwierig und ging nur langsam von statten. Bei Tagesanbruch waren wir in der Nähe von San Magdalena und mußten nun sehr vorsichtig sein, um nicht zum zweiten Male in Gefangenschaft zu gerathen. Glücklicherweise aber hatten die Rebellen schon vor einigen Tagen das Städtchen verlassen, nachdem sie es geplündert und niedergebrannt hatten. Auf allen Straßen lagen Todte und die wenigen Ueberlebenden sahen uns gehetzt und verängstigt nach; zu essen gab es nichts, denn es war nichts da. Nachdem wir uns etwas ausgeruht hatten, machten wir uns auf den Weg nach San Ignatio, mußten aber einen Mann, der schwer verwundet und nicht mehr gehen konnte, zurücklassen; was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Nicht sehr weit von diesem Orte wurden wir wieder gefangen und ich verlor hier meine Begleiter. Bis zur Bewußtlosigkeit geschlagen, wovon ich noch heute große Narben am Körper habe, sah ich, als ich wieder zu mir kam, mit Entsetzen, daß mir die Rebellen alle Kleider bis auf die Unterwäsche entwendet hatten. Als die Dunkelheit zunahm, ging ich auf das nächste Haus zu und bettelte um Kleidung und Nahrung. Eine alte Frau, welche in diesem Hause wohnte, gab mir ein Paar alte Hosen und zu essen; sogar übernachten durfte ich. Am anderen Morgen ging es auf gen Nogales, wo ich das Glück hatte, mehrere Amerikaner anzutreffen, welche alle auf der Flucht begriffen waren. Diese halfen mir weiter, wir wanderten über die Grenze bis Benson in Texas, wo wir noch mehr Flüchtlinge antrafen. Nie werde ich in meinem Leben vergessen, wie einer der Flüchtlinge eine Sammlung für mich veranstaltete, um mir die Reise bis Dallas, Texas, möglich zu machen.

E. R. von Gersdorff.

TRUPPEN DES CONSTITUTIONALES MARSCHIREN IN MATAMORAS EIN. © UNDERWOOD & UNDERWOOD, N.Y.



TRANSPORT EINES GEFANGENEN

EIN CAMP MIT FRAUEN UND KINDERN BEI PRESIDIO TEXAS © UNDERWOOD & UNDERWOOD, N.Y.

1 GEN. VILLA. GEN. 2. OROSCO GEN. 3. ZAPATA

MEXIKANISCHE REVOLUTIONÄRE

EINE MEXIKANISCHE FAMILIE

Fichte im Urtheil seiner Zeitgenossen.

Als der Philosoph des Idealismus in den letzten Januartagen des Jahres 1814 starb, erregte sein Tod allenthalben die tiefste Theilnahme. Man erinnert sich der Worte, die Rahel Varnhagen, die in Goethe und Fichte die beiden Gipfel der geistigen Kultur Deutschlands sah, bei der Nachricht vom Tode Fichte's tief erschüttert niederschrieb: „Deutschland hat sein eines Auge zugethan; wie ein Einäugiger zittere ich nun erst für das andere. Ich nenne keinen; wie die Griechen die Furien umgehen, und wahre Herzensangst es immer thut . . . Fichte kann umfallen und faulen! Das ist nicht Zauber? Krank wie ich war, fand ich es vorgestern undermuthet in der hiesigen (Prager) Zeitung „Aus Berliner Blättern". Ich weiß nicht, ich war beschämter als erschrocken; so gedemüthigt! Fast beschämt, daß ich leben geblieben, und dann wieder eine wahre Furcht vor dem Tode empfindend. Wenn Fichte sterben muß, dann ist Niemand sicher; mich dünkte immer, Leben schützt vor dem Tode: wer lebte mehr als der? Todt ist er aber nicht, gewiß nicht!" In den Briefen und Tagebüchern anderer bedeutender Zeitgenossen, etwa bei Steffens und Ernst Moritz Arndt, wird Fichte in ganz ähnlicher Weise gewürdigt.

Eine fast unbekannte Schilderung seines Wesens und Wirkens in einer erheblich früheren Zeit erhalten wir in den autobiographischen Aufzeichnungen des berühmten Schulmannes Friedrich Kohlrausch, der als Berliner Student im Winter 1802 auf 1803 gleich die ersten Berliner Vorlesungen des aus Jena verbannten Philosophen hörte. Fichte las acht Jahre vor Eröffnung der Berliner Universität, deren Begründung wir ihm gemeinsam mit Wilhelm v. Humboldt und Schleiermacher verdanken, über seine Wissenschaftslehre. „Welch' ein Auditorium," erzählt Kohlrausch, „hatte sich außer uns jungen Leuten in diesen Vorlesungen gesammelt! Da war eine Anzahl älterer Männer von den bedeutendsten Stellungen im Staate und im öffentlichen Leben. Ich nenne nur die nachherigen Minister Allenstein, Beyme, Clewitz und Ancillon, die sämmtlich schon ihren nachherigen Posten nahestanden, den Staatsrath und Professor Hufeland, den Direktor der Singakademie Zelter, die Professoren Bernhardi und Ermann, den damals in Berlin lebenden russischen Kollegienrath Kotzebue. Daneben strebsame jüngere Juristen, Aerzte, Offiziere, Kandidaten, Literaten, darunter z. B. Varnhagen v. Ense, auch jüdische Glaubensgenossen. Es war eine, ich darf sagen, feierliche Erwartung, als dieses Auditorium versammelt war und Fichte zuerst auftreten sollte. Er kam, bestieg sein Katheder und blickte mit seinen scharfen, dunklen Augen in die Versammlung. Sein großartiges Gesicht mit den plastischen Zügen, der Adlernase, den dunklen Haaren und Augenbrauen, dem schön geschnittenen Mund und kräftig hervorragenden Kinn, ein Gesicht, wie zur Nachbildung in Erz oder Marmor geschaffen, imponirte den gereiften Männern nicht weniger als der lernbegierigen und gern bewundernden Jugend. Wer den Eindruck dieses Kopfes in solcher Stunde lebendig empfing, dem war er für das Leben unvergeßlich eingeprägt!"

Bei Beginn der zweiten Vorlesung spielte sich ein kleines Intermezzo ab. In dem „Freimüthigen", den Kotzebue gemeinsam mit Merkel herausgab, war ein abschätziges Urtheil über Fichte's erste Vorlesung gefällt, waren zugleich seine Ausführungen falsch dargestellt worden. Fichte nahm nun Bezug auf diese Invektive und bat seine Zuhörer, seine Gedanken wenigstens richtig wiederzugeben. Sofort erhob sich Kotzebue von einer der hinteren Reihen des Auditoriums und erklärte: „Es könnte scheinen, als rührte von mir, als Mitherausgeber des genannten Blattes, jenes Urtheil über Ihre erste Vorlesung her, ich kann aber versichern, Herr Professor, daß ich nicht den mindesten Antheil daran habe." Fichte, der aus seiner Abneigung gegen Kotzebue kein Hehl machte, erklärte sofort: „Und ich versichere Sie, mein Herr Kollegienrath, daß ich bei meiner Bemerkung mit keiner Silbe an Sie gedacht habe."

Welches Interesse Goethe, der doch wegen der Jenenser Vorgänge in gespannten Beziehungen zu dem Philosophen stand, auch fernerhin an ihm nahm, geht aus einer brieflichen Bemerkung seinem Freunde Zelter gegenüber hervor: „Hören Sie Fichte's Vorlesungen," schreibt er im Frühjahr 1806, „diesmal wieder, so sagen Sie mir doch etwas darüber, oder wenn Sie nicht hineingehen, etwas von der Stimmung und dem Sinne der Besseren."

Eine Weinkarte vor 300 Jahren. Zwei hölzerne Tafeln, die aus einem alten fränkischen Wirthshause stammen, geben uns das Bild einer Weinkarte von vor 300 Jahren. Die Rahmen dieser Tafeln sind mit Fruchtgehängen verziert und bunt bemalt. Auf die schwarzen Tafeln wurden die Namen der Weine mit weißer Farbe aufgetragen. Die Preise, die dem Wechsel unterworfen waren, wurden mit Kreide angeschrieben. Auf der einen Tafel sind folgende Sorten verzeichnet: „Rhein-Wein, Moßel, Höninger bleicher, Wertheimer, Gatzlacher, Stein, Leisten, Markgräfler, Kräuter, Champagne weiß und rother, Lünel, Frontignant, Mallaga, Sect, Alicant, Spanischen W.". Die andere Tafel enthält einige hier angeführte Sorten nicht, dafür „Cortebenedicten, Wärmuth, Spanischen Sect, Meth weiß und roth". Mit Sect bezeichnete man damals noch ganz richtig süße, starke, von gedörrten Beeren gewonnene Weine, während man jetzt das Wort ohne Berechtigung auf Schaumweine übertragen hat. Unter Champagne darf man sich nicht Schaumwein vorstellen; denn diesen gab es damals noch nicht.

— Der Chinese läßt sich den Schnurrbart nicht vor dem 40., den andern nicht vor dem 60. Lebensjahre stehen.